

# Von Haus zu Haus

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **110 (1984)**

Heft 15

PDF erstellt am: **29.06.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Ilse Frank

## Moden machen Leute

Dienstagabend: J.R. und Bobby, die feindlichen Brüder, wenden raffinierte Tricks an, um sich gegenseitig das Öl abzugraben. Miss Ellie, die sorgenvolle Mutter, faltet ihre Stirn, ringt die Hände. Sie vermag dem Treiben ihrer Söhne kaum noch zuzusehen ...

Ich kontrolliere die (Misse-)Taten der beiden Rivalen längst nicht mehr. Das TV-Ereignis «Dallas» findet ausserhalb meiner Stube statt.

Mittwochabend: Krystle und Alexis, die intriganten Frauen, liegen sich in den Haaren, an denen sämtliche «Denver»-Geschichten herbeigezogen sind. Dennoch applaudieren die Kinder des schwachen Flimmerkastengeistes. Ausserhalb meiner Stube: Wenn die Weiber zu Hyänen werden, führe ich mir harmonische Bilder vor Augen.

Lange war ich der Ansicht, durch meine ablehnende Haltung eher etwas gewonnen als verloren zu haben. Doch dann, eines unseeligen Morgens, vertiefte ich mich in die gepflegteste Zeitung des Landes. Sie vermittelte mir die Erkenntnis meines gravierenden Irrtums. Über einer grosszügig gestalteten Inserat-Doppelseite prangte nämlich der Titel: «Einladung zur Gründungs-Party des Zürcher Clan. Sind Sie schön, reich und gemein?»

Ich schlug meine Lider auf und nieder, prüfte die fetten Lettern mehrmals und war endlich sicher, richtig gesehen zu haben. Also wandte ich mich dem laufenden Text zu. In ihm fand ich Sätze wie diese:

«Warum sollten wir hinter den Damen und Herren aus Dallas und Denver zurückstehen? So schön sind wir allemal. Ganz zu schweigen vom Geld. Und listig, um nicht zu sagen gemein, können wir auch sein.»

Wie bitte? hauchte ich verstört, ehe ich, auf der Suche nach umfassender Information, meine Blicke weiter aussandte.

«Und da ist ja noch etwas», las ich, «etwas ungemain viel Schöneres, was uns Zürcher verbindet

(...): Unser traumhafter Reichtum an raffinierten Ideen – in der Mode.»

Aha! knurrte ich, Frühling lässt sein ... für die High-Snobity. Recht hatte ich:

«Wir gründen den Zürcher Clan und veranstalten zu diesem Anlass ein Fest, wie es an der Bahnhofstrasse noch keines gegeben hat», versprachen mir launige Werber. Allerdings fügten sie bei:

«Sollte Sie irgend etwas hindern, daran teilnehmen zu wollen oder teilnehmen zu können, ist es sicher nicht der Eintrittspreis» (bestimmt nicht ... wegen der lumpigen hundert Franken, gähnte ich), sondern möglicherweise die traurige Tatsache, dass Sie die Bedingungen nicht erfüllen, um Member des Zürcher Clan zu werden.»

Sofort war ich hellwach, wandte mein Augenmerk nach rechts und gewährte einen fünfzehnteiligen Quiz:

«Sind Sie wirklich schön, oder ist es nur so, dass Sie jemandem gefallen?» stand unter Punkt eins. Im gleichen Stil ging's weiter:

«Sind Sie reich, oder haben Sie wenigstens Hoffnung auf den Onkel aus Amerika?»

«Sind Sie ein Gnom von Zürich, oder arbeiten Sie wenigstens auf einer Schweizer Bank?»

«Können Sie gemein sein, oder sind Sie mindestens gemein im Sinne von gewöhnlich?»

«Sind Sie auch der Meinung, dass kleine Aufmerksamkeiten die Feindschaft erhalten?»

Ich sann, setzte Kreuze – bei Ja, Nein, bei Jein – kurz: Ich bemühte mich um Redlichkeit. Bis ich, weiss auf schwarz, das Kleingedruckte entdeckte:

«Dürfen wir Ihr Verständnis für unsere Hoffnung voraussetzen, dass Sie jede dieser Fragen nach bestem Wissen, aber ohne Gewissen beantwortet haben.»

Mich traf der Schlag! Ich stand mir bebend meine Clantauglichkeit ein, sah das bekannte Robenhaus die Gründungsparty ohne mich feiern, sah Ilse Assiette Gourmet Chez Max unberührt stehen, die Member Card verschwinden, mit ihr die VIP-Beratung beim Einkauf und, o Jammer! die VIP-Betreuung inklusive Drink («zum Beispiel Champagner») an der Zürcher Clan-Bar.

Was soll ich jetzt tun? Meine Siebensachen weiterhin im Provinzladen holen und jeden glücklichen Fund mit schwarzem Kaffee begiessen?

Ist das die Art der feinen Leute?

## Klagen oder nicht klagen ...

Meine Freundin Silvia ist ein froher, zufriedener Mensch. Sie ist kaum aus dem Gleichgewicht zu bringen. Sogar im Spital, nach einer ziemlich schweren Operation, liess sie den Kopf nicht hängen. Sie sagte: «Es könnte viel schlimmer sein. Ich bin jetzt wieder gesund und darf bald nach Hause gehen.» Mit Besuchern plauderte sie über Bücher, über Fernsehsendungen, selten über die Operation.

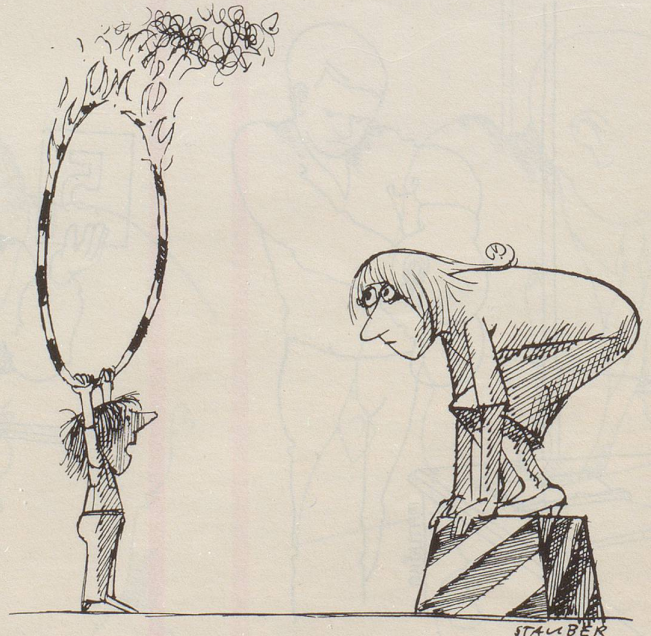
Gut gelaunt und nur noch etwas müde kam sie eines Tages nach Hause. Aber dann brachten die lieben Mitmenschen im Dorf die stabile Silvia doch noch aus dem Gleichgewicht. Leute, die nie ein Wort zu ihr gesagt hatten, fragten sie auf der Strasse: «So, wie geht's?» Und wenn Silvia antwortete: «Danke, gut», war die Enttäuschung deutlich von ihren Gesichtern abzulesen, und das «o ja?» oder «So, so, wie ist das denn möglich?» tönte sogar ziemlich unfreundlich.

Halb wütend, halb deprimiert kam Silvia zu mir. «Nehmen es

mir die Leute übel, dass es mir-gutgeht?» fragte sie mich. «Gönnt man es mir nicht, dass ich wieder gesund bin? Ich möchte einfach mein normales Alltagsleben fortsetzen, den Spitalaufenthalt und alles, was damit zusammenhängt, so schnell als möglich vergessen. Aber man macht es mir nicht leicht. Ich begreife das nicht.»

Ich brachte eine Tasse Kaffee und sagte, dumme Leute habe es schon immer gegeben. «Weisst du, du bist jetzt eine Sensation, weil du aus dem Spital kommst. Diese Leute wollen Gesprächsstoff. Sie wollen alles wissen, bis in alle Einzelheiten, wie lange die Narkose gedauert hat, wie viele Ärzte dich untersucht haben, was du zu essen bekommen hast. Auch erwarten sie jetzt, dass du klagst, zum Beispiel, du seist noch furchtbar müde, du leidest an Depressionen, du habest keinen Appetit. Sie sind tatsächlich enttäuscht, wenn du einfach sagst, es gehe dir gut.» Silvia beruhigte sich und lächelte: «Ja, vielleicht ist es so.»

Richtig reagiert hat ihre Nachbarin. Sie sagte: «Fein, dass du wieder da bist, es war so still nebenan in den letzten Wochen. Komm, wir gehen zusammen einkaufen!» Erika Monnerie-Adam



# Am Ende der Welt

Als ich müde und abgekämpft im Zug sass, hatte ich tatsächlich das Gefühl, ans Ende der Welt zu fahren. Draussen war es stockfinster. Die Aussenwelt schien nur aus einem unmittelbar neben der Bahnlinie weiss leuchtenden Streifen zu bestehen. Hin und wieder verlangsamte der Zug seine Fahrt, hielt an, gerade so lange, dass es mir möglich war, die Namen auf den Schildern zu entziffern. Aber was waren das für Namen? Gab es diese Ortschaften wirklich? Glücklicherweise sass ich geborgen im hellen, geheizten Eisenbahnwagen. Schliesslich kam ich am «Ende der Welt» an. Vorsichtig setzte ich meinen Fuss auf das mir bisher unbekannte Stück Erde. Wie war ich erleichtert, als, nach einer Minute bangen Wartens, meine Freundin auftauchte!

Beim Erkunden der Umgebung verstärkte sich in den folgenden zwei Tagen mein Eindruck, am Ende der Welt zu sein. Die dicke weisse Schneedecke verzauberte das Gebiet in ein Märchenland. Ob wir auf Langlaufskis oder zu Fuss umherstreiften, immer hatten wir das Gefühl, von jeglicher Zivilisation weit entfernt zu sein.

Viel zu schnell musste ich den wunderbaren Ort verlassen. Die Rückreise trat ich bei Tageslicht an. Plötzlich gab es rechts und links der Bahnschienen Häuser, Baustellen und Strassen. Meine beiden Abteihnachbarinnen, die mit mir am «Ende der Welt» eingestiegen waren, sprachen vom Wetter. Auf einmal horchte ich genauer hin. – Da dies wohl nicht gerade anständig ist, muss ich zu meiner Entschuldigung anführen, dass ich in erster Linie wegen der wohlklingenden französischen Sprache langohrte. Die eine Dame pries nämlich die Kanarischen Inseln. Damit nicht genug: Auf Cap Kennedy habe sie ein unvorstellbares Gewitter erlebt, sagte sie. Die andere Dame schien nur bis Rom gekommen zu sein. Aber dort gebe es die besten Grapefruits und Orangen. –

Hoppla, ich hatte einen voreiligen Schluss gezogen! Es handelte sich beim Dialog um einen Vorbereitungsakt. Mit leuchtenden Augen berichtete nun nämlich die zweite Dame einige Augenblicke später von ihren Erlebnissen auf Teneriffa. Die beiden Frauen konnten sich nicht einig, wo es schöner sei.

Ich erkannte mit einemmal, dass sich das «Ende der Welt» doch nicht am äussersten Ende befindet...

Marianne Gmür



## Einmischung

In der Mitte des Kreises, den die Kinder gebildet hatten, raufeten sich zwei Buben. Neben ihnen lag ein umgestürztes Velo. Der Inhalt des auf dem Gepäckträger festgeklemmten Einkaufskorbs war herausgeköllert.

Mit glänzenden Augen und heissen Wangen genossen die Zuschauer das Spektakel, das sich ihnen bot. Der Angreifer, ein dunkelhaariger Krauskopf, hatte seinen Widersacher zu Fall gebracht, sass nun auf ihm und traktierte ihn mit Faustschlägen, angefeuert durch die Beifallsrufe der Umstehenden. Dann erhob er sich, stolz in die Runde blickend. Sein Opfer, ein etwa gleichaltriger Bub, erhob sich ebenfalls und sah sich um. Flüchten war unmöglich. «Ich werde mich entschuldigen», sagte er, «bitte!» Doch schon hagelten neue Faustschläge auf ihn nieder. «Ich will mich ja entschuldigen», bat er noch einmal, jetzt weinend. Der andere schien taub und schlug weiter zu.

Die Frau, die sich einen Weg zwischen Kindern, Fahrrad und Lebensmitteln bahnte, mochte Streit nicht. Aber einmischen? – Kinder sollte man ihre Uneinigkeiten ausfechten lassen, kam ihr in den Sinn. Aber eigentlich hatte sie Angst vor der wilden Horde. Nun trat ein Mann herzu und stellte sich schützend vor den zusammengekrümmt an der Hausmauer kauern den Buben. Da kam er schön an! Er brauche sich nicht einzumischen, das sei schliesslich ihre Angelegenheit, brüllten die Kinder. Die Frau drehte sich um: «Glaubt ihr nicht, dass es jetzt genug ist? Der Bub hat doch angeboten, sich zu entschuldigen», wollte sie vermitteln, und überhaupt finde sie das gschämig, so viele gegen einen, fügte sie hinzu. Im Nu sah sie sich von Kindern umringt. Alle schrien auf sie ein. Sie würde sich wohl auch nicht ungestraft als «Sautschingg» be-

Reklame

## Liebe Natur

Es ist ein Glück, dass Du uns Heilkräuter gibst und dass es dank Trybol so einfach ist, sie jeden Tag für die Mund- und Zahnpflege anzuwenden.

titeln lassen, rief ein Mädchen. Und überhaupt, was sie jener anginge, sie kenne ihn ja nicht! Die Frau fühlte sich unbehaglich, denn sie war nicht schlagfertig. Zu ihrem Erstaunen hörte sie sich sagen, er ginge sie etwas an, weil er ein Mensch sei. Und wenn es einem Menschen schlecht gehe, sei man mitverantwortlich. Gleichzeitig kam ihr in den Sinn, wie oft sie ihre Hilfe schon verweigert hatte.

Inzwischen hatte der Mann dem Buben auf die Beine geholfen, seine Siebensachen zusammengesucht und das Fahrrad aufgestellt.

Als die Kinder sahen, dass keine Fortsetzung des Kampfes zu erwarten war, trollten sie sich, nicht ohne ihrem Unmut über die alten Leute Luft zu machen.

Ruth Rossi

## Mitleid

Es war ein schwüler Sonntagabend. Nach einer ganztägigen Wanderung sass die Familie für einmal still im Zug. Der sechsjährige Sohn war eingeschlafen. Plötzlich gewahrte ich die mitleidigen Blicke der gegenüberstehenden Frau. Verwirrt nahm ich meine Familie in Augenschein, weil mir auf Anhieb nichts Mitleiderregendes einfiel. Da sah ich den Grund. Erinnern Sie sich an den Boom der grässlichen Dracula-Gebisse, die man über seine eigenen Zähne stülpen konnte? Wir hatten uns aus hygienischen Gründen geweigert, unserem Sohn ein solches «Zierstück» zu kaufen, aber durch Tauschhandel war es ihm trotzdem gelungen, sich ein Gebiss zu verschaffen. Das steckte jetzt in seinem Mund. Der Eindruck war umwerfend.

Mir wurde die Sache peinlich. Auf einmal wusste ich, dass die Frau die Situation falsch deutete. Ich wollte gerade zu einer klärenden Bemerkung ansetzen, als sie mir die Initiative abnahm. Heiser flüsternd fragte sie: «Hat er das von Geburt an?» Stammelnd klärte ich sie auf, dass es sich nur um ein Spielzeug handle. Da wurde die Frau böse. «Waas, es Spiilzüüg! Das isch dänn gruusig! Wie chönnt Si so öppis erlaube? Und mit so öppertem hät me no Erbarme!» Vor Zorn bebend, stieg sie am nächsten Bahnhof aus.

Zerknirscht blieben wir sitzen. Nur der eigentliche Erreger des Anstosses schlief engelgleich im Sturm.

Während Jahren bereicherte dieser Vorfall den Familienwortschatz. Hatte einer von uns etwas speziell Dummes angerichtet, tönte es aus dem Kreise der Lieben: «Hat er/sie das von Geburt an?»

Pirkko Laubacher

# Schiefe Optik

In einer Zeit aufgewachsen, als «pas devant les enfants» die Eltern ihre Schwierigkeiten unter sich (oder überhaupt nicht) austrugen, hatte ich mir schon als junge Mutter vorgenommen, meine Kinder auch unbeschwert von den Sorgen der Erwachsenen grosswerden zu lassen.

Von ganz schweren Schicksalsschlägen sind wir verschont geblieben. Gesundheitliche Probleme, finanzielle Engpässe, Ärger nach links und rechts machten auch unseren Alltag aus, wurden aber nie Anlass zu Tischgesprächen. Später, als die Kinder älter waren, hat es mich in ihrer Gegenwart nicht «vertätscht»: Die Arztbesuche verschwieg ich ihnen, die Ehekrise auch, die Angst vor dem Altwerden sowieso. Nicht ohne pubertäre Krämpfe, nicht ohne unser Zetermordio dazu sind sie gross geworden, aber sonst – siehe oben!

Nun sind sie erwachsen, schon eine ganze Weile. Jetzt gründen sie ihre eigenen Familien, erleben gesundheitliche Probleme, finanzielle Engpässe, Ärger nach links und rechts. Nehmen wir Eltern ratend daran teil, heisst es unisono: Ja, ihr habt gut reden...!

Maggi

## Fabelhaft ist Apfelsaft



ova **Urtrüeb**  
bsunders guet